

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Englische Plutokraten

(E. Thöny)



„Tröste dich, Kleine, du frierst nur, wir aber müssen sogar
zu Fuß gehen und alles nur wegen der verfluchten Germans!“

Der Verführer

(R. Kriesch)



„Nun hast du doch alle meine Widerstände besiegt, Oskar!“

„Ja, Charlotte, dein Temperament ist mit mir durchgegangen!“

Von der Bogenlampe zur gelben Rübe

„Ist es dir schon aufgefallen...“, begann Max sein Gespräch, und ich beeilte mich, ihm sofort zu sagen, daß mir überhaupt nichts auffällt und daß ich solche gefährliche Gespräche nicht liebe und was ihm denn eigentlich aufgefallen sei. Max meinte, es sei etwas ganz Harmloses, man dürfe ruhig laut darüber sprechen, es handle sich nämlich um seine Frau und den Sehpurpur und die Frauen überhaupt.

„Also Max, von Stoffen verstehe ich nichts, und wenn du mir jetzt einen der 999 ältesten Punkt- witze erzählen willst, so zerschmettere dir die Hirnschale.“

Max wehrte ab, es handle sich hier um eine wissenschaftliche Beobachtung: „Ist es dir etwa noch nicht aufgefallen, daß die Frauen bei der Verdunkelung schlechter sehen als die Männer? Siehst du, ich habe entdeckt, daß dieses von

einer Vernachlässigung der Augen während der Dunkelheit herrührt, beim Weibe natürlich. Meine Vorfahren waren Jäger...“

„Weidmanns Heil!“ rief ich Max zu. „Auch deine Vorfahren waren Jäger.“

„Ehrt mich, ehrt mich“, sagte ich.

„Vorher aller Vorfahren waren Jäger, und es dürfte dir bekannt sein, daß Jäger gute Augen haben müssen, weil sie immer so in der Dämmerung und bei Nacht edelstem Wild nachjagen, na und das übt das Auge ungemein, während das Weib zu Hause in das lodernde Herdfeuer starrt.“

„Jetzt merke ich, was du willst, und du glaubst, seit diesen Urzeiten habe sich die Fähigkeit, im Dunkeln zu sehen, bis auf die heutigen Abende erhalten?“

Max wurde sehr lebhaft: „Jawohl, denn sie ist weitergepflegt worden, allerdings nicht auf der Jagd, sondern auf dem Gang zum abendlichen Stammtisch. Der Jäger epoche unserer Vorfahren folgte nämlich die Stammtischzeit, und zur Stunde, wo einst der wehthafte Mann zur Jagd ging,

ellte er später zum Stammtisch. In den Jahrtausenden mangelhafter Straßenbeleuchtung hat er sich deshalb seine Sehkraft in dunkler Stunde erhalten, während sie beim Weibe verkümmerte.“

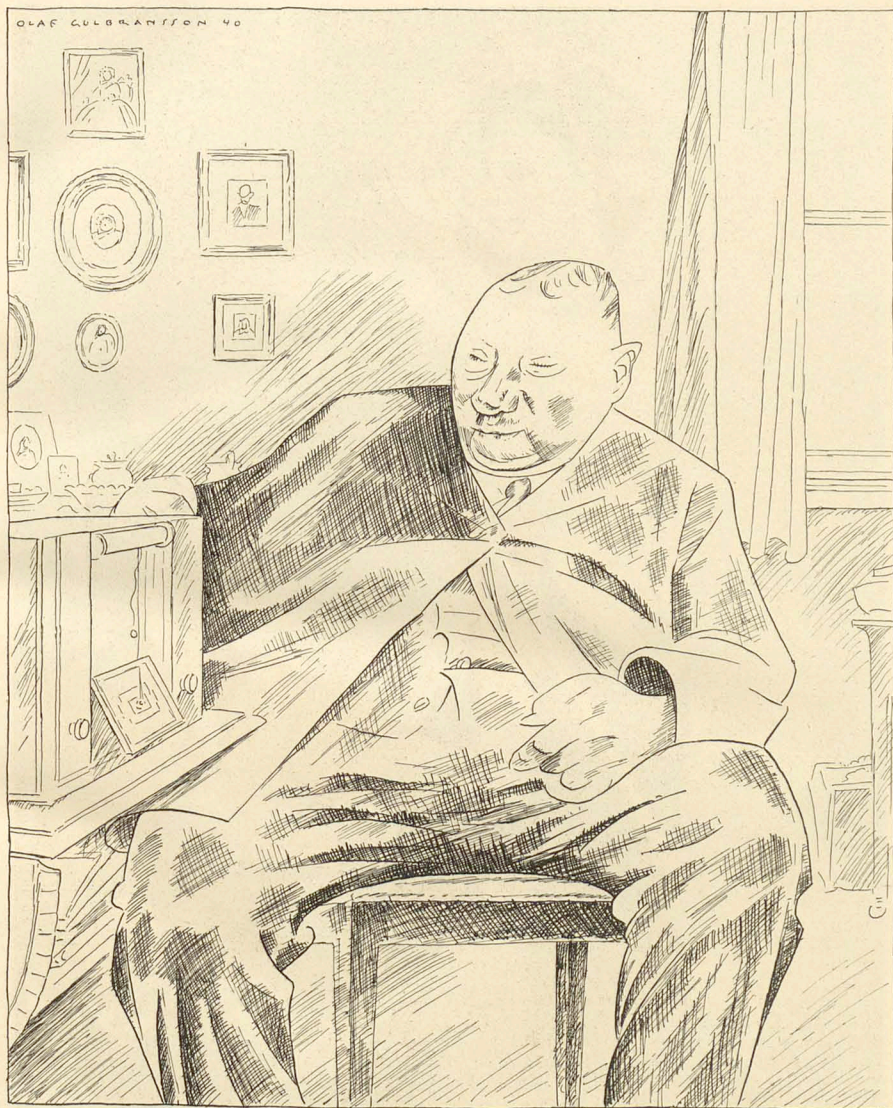
Ich staunte: „Unglaublich, daß man an so etwas nicht gleich denkt, aber was hat das mit dem Sehpurpur zu tun?“

Max war im besten Zuge: „Auch ganz einfach. Heutzutage muß man den Sehpurpur stärken und womit macht man das? Nun, durch das Vitamin L oder das mit irgendeinem andern Buchstaben. Dieses Vitamin hält sich bekanntlich in der gelben Rübe auf.“

Dabei zog Max eine gelbe Rübe heraus und naschte von ihr. „Siehst du, dieses Gelberübenvitamin stählt den Sehpurpur und vermehrt die Sehkraft im Dunkeln. In primitiveren Zeiten mußte man sich mit Bogenlampen zur Beleuchtung behelfen, heute genügt ein einfacher Biß in eine Rübe und schon wird's hell. Wer weiß, ob man das kommende Zeitalter nicht nach der gelben Rübe benennen wird.“ Und damit entfeimte sich der Mann der Wissenschaft. Poitzick

Die Sportreportage

(O. Gulbransson)



„Aha, jetzt san die Madeln auf dem Eis — da geht oam aber der Fernseher schon recht ab!“

Höhensonne

(K. Helligensteadt)



„Im vergangenen Jahr hat uns hier ein Förster überrascht!“
„Darauf kann man sich aber nicht mit Sicherheit verlassen!“

TARZAN UND GENOVEVA

VON EDMUND BICKEL

Nehmen wir an, es war blanker Geschäftsnied, daß der Wirt vom Hotel Unterbräu behauptete, in der Alten Post wohnen nur deshalb so viele Damen aus Norddeutschland — er sagte natürlich „breitliche Weiba“ — weil dort der Pankerk als Hausdiener und Schenkelwärtler tätig war. Wie dem auch sei, die Zimmer waren jedenfalls schon längst alle vermietet, ehe die Sommerfischer beim Unterbräu fragten, obwohl man von dort aus ganz umsonst eine „prechtvolle Panoramaaussicht“ hatte, wie der Verkehrsverein von Schrobrenbrunn und Umgebung zur Empfehlung anführte. Tatsache ist jedenfalls, daß der Pankerk ein sogenannter schöner Mensch war, der mit seinen pechschwarzen Augen und schön gekräuselten Haaren, einem Gesicht von weit über zwei Zentner und einem Milliarßmaß von mehr als zwei Meter nach urchtlicher oberbayerischer Volkskraft und nach kräftig entwickelten Hormonen und Enzymen aller Art aussah, Frau Fabrikbesitzer Möller aus Hagen in Westfalen, die zum erstenmal in Schrobrenbrunn weilte, sagte beim ersten Anblick Pankerk zu ihrer Freundin, Frau von Ittititz: „Sehen Sie sich nur einmal die beiden entzückenden Naturburschen an, diesen Pankerk; wissen Sie, so ein richtiger Mann, mit einem Brustumfang wie ein Bär, Armen wie Eichenwurzeln und Händen von riesenhaft-schrecklicher Größe. Wenn der einmal so ... nein, liebe Freundin, ogotogott, einfach schön! Und dann wurde der Pankerk wieder einmal fotografiert. Das war er schon gewohnt. Auch bekam er dafür jeweils zwischen fünfzig Pfennigen einer kleinen Wurst sogar Ar in Arm, als sei er eine Jagdtrophäe, die man (sag man das!) Bilder aus der Sommerfische zeilen konnte; damit die sich darüber ärgerten.

Aber während der drei übrigen Jahrzehnten war in Schrobrenbrunn nicht viel los, wenn man von den rituellen Feiern abliest, die alljährlichen Jubiläen der Freiwilligen Feuerwehr, des Kegelsclubs von 1895, des Turnvereins „Eintracht“, des Krieger- und Veteranenvereins und der Liebhaberhütte „Almenrausch“, um nur die wichtigsten zu nennen.

Es versteht sich von selbst, daß der Pankerk schon deshalb überall dabei war, weil diese und andere Veranstaltungen meistens in der Alten Post abgehalten wurden. Nur der Theaterverein für Schrobrenbrunn und Umgebung spielte im Hallenbau des Turnvereins auf der Angerseite unweit des Bahnhofes, eine halbe Gostunde zur Alten Post. Damit die Sommergäste etwas neues zu sehen bekommen sollten, hatte der Lehrer Bichler im Auftrage des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs ein ebenso spannendes wie schönes Theaterstück verfaßt. Er war dafür auch lebenslängliches Ehrenmitglied geworden, weil das im länglichen Ehrenmitglied geworden, weil das noch weniger kostet. Das Stück war eine Kreuzung von Singspiel, Drama, Posse und religiösem Erbauungstheater, um nur einiges anzudeuten.

Es hieß „Genovevas Versuchung“. Der Redakteur Mochauer vom „Schrobrenbrunner Anzeiger“ war bereits vor der Aufführung Feuer und Flamme für das Werk. „... weil es die alte bäuerliche Volkspoesie belebt, und dennoch der neuen Zeit in einer äußerst wohlgelungenen Weise Rechnung trägt“, wie es in einer der Vorankündigungen hieß. Durchaus nicht seiner Meinung war indessen der hochwürdige Geistliche Rat Noicht, denn er hatte eine natürliche Abneigung gegen Darwin. „Und das mit dem Affen ist leider schon nahe am Rande der fleischlichen Sünde“, sagte er einß Besorgnis um das geistige Wohl der Gemeindeglieder. Der Untere Provisor Klobber, maßgebenden Ansichten kam daher, daß der Lehrer Bichler der Schwager des Redakteurs war, den der Geistliche Rat genau so wenig leiden konnte wie Darwin.

Erwähnen Affen aber sollte der Pankerk spielen, weil er von der Natur dazu bestimmt eingestaltet war. „Tarzan, ein Urwaldfee“, Herr Pankerk Klobber“, hieß es im Theaterzettel, der grün und rot schon tagelang vorher an allen Ecken des Marktes Schrobrenbrunn angehängt war. Aber die dunklen Mächte hielten auch nicht vor den Toren des freundlichen Waldes ein. War es bereits Sommer gewesen, dann hätten die dunk-

len Augen von Pankerk zur Abwechslung vielleicht auch einmal wohlwollend auf den farbigen Mustern eines eng anliegenden Dirndlkostüms geruht, selbst wenn dessen Inhalt nicht aus der Gegend war. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß es der Pankerk grundsätzlich dabei ließ, den Spiegel seiner Seele sprechen zu lassen. Er war, wie wir sehen, auf die eingessene Bevölkerung angewiesen, solange es noch keine Sommerfischer gab. Genaue gesagt, hatte es der Pankerk auf die seinen Wünschen ebenfalls entsprechende Walli vom Metzgermeister Wurdobler abgesehen. Das gleiche war aber auch vom Provisor Weidele zu sagen, obwohl der aus dem Schwäbischen stammte, der Giftmischer, der lüdrige, wie ihn der Pankerk immer nannte.

Bei den Proben ging alles gut. Die Walli konnte ihre Rolle schon im Schlaf. Sie spielte die in die Urwaldwälder verstoßene Unschuld Genoveva so ausgezeichnet, daß ihr der Lehrer Bichler ein Kompliment nach dem anderen machte. „Sie sind einfach für die Bühne geboren!“ sagte er sogar einmal zu ihr, daß es alle hörten. Auch die Pankerk, hier der amerikanische Forschungsreisende Wilson, um dem Unten einen Ringkampf auf Leben und Tod zu liefern, der dramatische Höhepunkt des Stückes. „Hah, du wieschte Bestie, jetzt bist du verloren!“ waren seine Stichworte. Leider konnte er auch auf der Bühne nur Schwäbisch. Das vom Forstwart Huber entlehene Gewehr versagte, er aber verzagt nicht, sondern fällt den grimmen Feind mit schwäbischem Löwenmut an, dem er nur bis an den Bauch reicht. Ungesachtet aller Darstellungskunst sah es doch arg unwahrscheinlich aus, wie der Provisor die Bestie überwallig, aber es war eben nicht zu ändern. Auch der Pankerk war nicht damit einverstanden. Schon, daß in den Affen spielen sollte, war ihm gegen den Strich gegangen. Hätte ihn der Lehrer den Amerikaner spielen lassen, dann hätte er den Giftmischer erst ein paar mal eindrucksvoll in der Luft herumwirbeln lassen. Ihn hätte man den Sieg gelobt. Darum nahm er sich einfach vor, bei der Uraufführung sich nicht von dem windigen zu

gerelsten Apotheker beslegen zu lassen, ganz gleich was aus dem Stück dann wurde. Schon wegen Walli. Vermutlich ahnte der Provisor Weidele aber so etwas. Er beschloß daher seinerseits, sich den Sieg mit allen Mitteln zu sichern. Auch ihm ging es um die Bühne. Und schließlich, endlich kam der denkwürdige Sonntag, ein wunderschöner Malentag. Der Saal war trotz der recht rührigen Gegenpropaganda des Geistlichen Rates Noicht bis auf den letzten Stiehpalt gefüllt, vielleicht sogar gerade deshalb.

Mit atemloser Spannung erlebte man die aus dem Zusammenhang nicht ganz verständliche Verstopfung Genovevas aus dem düsteren Haus der grausam und schril lachenden Stiefmutter, die offenbar unmittelbar neben dem Urwald wohnte. Wenn man aus geographischen und logischen Gründen auch nicht einmah, warum Genoveva nunmehr das Lied der Wüste sang, der bei Gellfeld dennoch ungeteilt und herzlich. Recht gut spielte als nächste Szene der Chor der Neger am Lagerfeuer, eine leichte aber freie Anlehnung an Schillers „Räuber“, der das in Schrobrenbrunn noch immer unvergessene „Salome“ unter Beifallsstürmen zum besten gab. Dann aber kam die nicht im Programm verzeichnete Katastrophe, die in der Theatergeschichte von Schrobrenbrunn glücklicherweise einzig dastand. Sie sei der Genauigkeit halber im Diktat wiedergegeben, wie er am nächsten Tag als Leitartikel im „Schrobrenbrunner Anzeiger“ zu lesen stand: „... dumpfes Gröhnen kündigte das Kommen Tarzans an, des unheimlichen Urwaldmenschenaffen, der gleich darauf mit einem gewaltigen Satz auf die Bühne sprang. Quälende Spannung lastete über der unüberschaubaren Masse der hilflosen Zuschauer, die atemlos auf die Szene starrten, wie sich das zähnefeisende Ungeheuer auf die erschöpft zusammengebrochene Hauptdarstellerin, unser hervorragendes Fräulein Wurdobler, heranzumachen ansichete. Herr Pankerk Klobber spielte aber auch, als sei im Urwald aufgewachsen. Schon hier fiel einigen erfahrenen Theaterkennern auf, daß etwas nicht stimmte. Es sei zugegeben, daß sich Affen erfahrungsgemäß häufig zu kratzen pflegen, aber doch nicht so auffällig und bellhäre argemisermaßen wie dies Tarzan. Er hatte sozusagen keine ruhige Minute. Der drohende Charakter dieser Figur geriet hierdurch ins Lächerliche. Anstatt sich des hilflosen hingerückten Mädchens mit Gewalt zu bemächtigen, und sie zu rauben, kratzte sich der hünehafte Affenmensch ohne Unterbrechung, um dann bei Erscheinen des heldenhaften Befreiers, Herrn Provisor Weidele, felge schreiend, sich kratzend und schabend, jämmerlich in die Kulissen zu entweichen, allwo es zu einem störend lauten Auftritt kam, der nicht dem Spielverlauf des Stückes entsprach, ein pelischer Zwischenfall, der nicht im Sinne der künstlerischen Darstellung war.“

Hinter der Bühne bemah sich Pankerk wie von mehreren besonders giftigen Taranteln gestochen, riß sich den Affenkopf herunter, den Pelz dazu, und tanzte einige Schupplatter aus dem Stiefel, wie man es im Urwald gesehen hatte. Tills aus Wut, teils, weil es ihm am ganzen Körper so juckte. Dann raste er mit seinen langen Haaren zur Alten Post heim, sich noch immer mit beiden Pranken kratzend und wüst fluchend.

Wir brauchen uns gar nicht darüber zu wundern, daß am nächsten Tag unter den Vermischten Personalnachrichten zu lesen stand: „Als Verlobte empfehlen sich Provisor Karl Weidele und Fräulein Walli Wurdobler.“

So war der starke Pankerk wieder im Leben noch auf der Bühne seinem Widersacher gegenüber gewesen, der ihm mit Hilfe einer Handvoll Jungkuppuler aus dem Feld geschlagen hatte. Wenigstens erzählte es der Pankerk jedem, der es hören wollte. Bis der Provisor ihm dann wegen Verleumdung und übler Nachrede drohte; denn nachdem konnte es der Pankerk gesehen haben. Falls er schließlich trotz seiner Riesenkraft auch noch eine Nachricht in den „Schrobrenbrunner Anzeiger“ einsetzen lassen, in der stand: „Meine unwarhen Behauptungen gegen Herrn Provisor Karl Weidele nehme ich hierdurch mit dem Ausdruck des tiefsten Bedauerns zurück. Pankerk Klobber.“

Der Sund

Don Katalöser

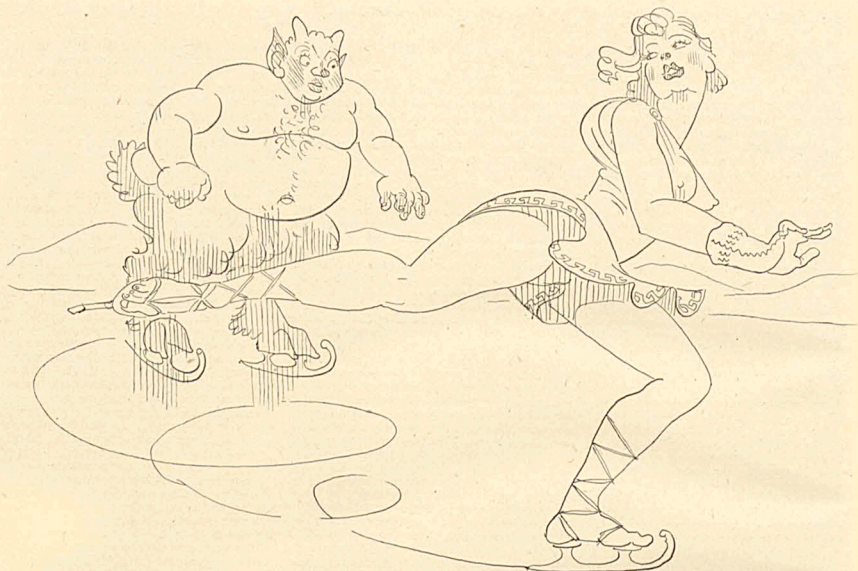
Im Garten liegt ein haufen Kompost,
für die Krähen im Winter ein Herzentrost.
Jetzt ist er verjöhnt; nur ein Fehen Papier,
ein altes Zeitungsbblatt, lugt herfür
und hat den Jöhlaffen der schwarzen Salunkeln
leis röhelnd zu sich herangezunken.

Dorflöchtig packt er's und bäumt mit ihm auf.
Der als bald begibt sich ein wilbes Ötaruf,
indem daß die lieben Serren Kollegen
auch gerne teil röhren an Gottes Segen.
Wechselewis heißt man sich's aus den Krallen,
bis daß es in taufend Atome zerfallen.

Schade ... Dieleicht enthielt's einmal Käfe
und düstete wohl auch demgemäß —
nicht böß ja jenem, den so ein Blatt
manchmal ja sonen Jutus hat.
(Der eine schwagt ihn; der andre brudt!.)

Über den Kähwert bejagten Probußts
find die Reimungen freilich mitunter gepalpen.

Der Weife pflegt sie für sich zu behalten.



DER ANRUF

VON SIEGFRIED VON VEGESACK

„Hören Sie mich nur eine Minute an — ich bitte Sie —, nur eine Minute! Sie können ja dann immer noch abhängen, wenn es Sie langweilt. Lassen Sie mich doch bitte zu Ende sprechen, — nur eine Minute ...“

„Aber wer spricht denn da? Wer sind Sie? Wie ist Ihr Name?“

„Mein Name? Das ist doch gleichgültig. Ich weiß ja auch nicht Ihren Namen. Auf gut Glück hab ich das Telefonbuch aufgeschlagen, auf gut Glück eine Nummer gewählt, ohne den Namen zu lesen. Was sagt denn ein Name? Nichts ...“

„Aber ich bitte Sie, wie kommen Sie darauf ...“

„Lassen Sie mich doch nur zu Ende sprechen, nur eine Minute. Sechs Monate habe ich nun schon mit keiner Menschenseele gesprochen, — wissen Sie, was das heißt? Keine Menschenseele! Neulich fragte ich jemand nach einer Straße, — nur um ein freundliches Wort zu hören ... Da fährt man am Morgen früh ins Büro, und kommt abends zurück, und nirgends ein Mensch. Gespenster, — aber keine Menschen! Als ich noch nicht allein war, hab ich das nicht so gemerkt. Aber jetzt, wenn ich in der vollgestopften Tram mir die Gesichter besehe, — sind das wirkliche Menschen? Und im Büro ... Nein, ich will nicht klagen. Ich habe es nicht schlecht, es könnte viel schlimmer sein. Der Chef ist ein anständiger Mann, und auch mit den Kollegen läßt es sich auskommen. Es gibt viel zu tun, und das ist gut: so kommt man nicht zur Besinnung. Aber schlimm ist der Abend, schlimm, wenn niemand einen erwartet, wenn man so allein dasitzt, und der andere Stuhl ist leer. Der andere Stuhl ... Und wenn man sich kauen hört ... Manchmal hab ich, aus lauter Angst vor dem leeren Stuhl, in irgendeinem Lokal gegessen, aber das war noch schlimmer. Und

manchmal bin ich auf den Straßen herumgelaufen, ins Kino gegangen, — nur aus Angst vor dem Zuhause, das kein Zuhause mehr ist ...“

„Haben Sie denn niemand, keinen Freund, Bekannte, die Sie besuchen könnten?“

„Doch, das könnte ich schon, und hab es auch getan, — aber es hat nie geholfen. Im Gegenteil: dann wurde es noch schlimmer. Wenn man sieht, wie die anderen unbekümmert weiter leben, als wäre nichts geschehen, — dann fühlt man sich erst recht ausgestoßen, nicht dazugehörig. Man empfindet sich als etwas Störendes, Bedrückendes, — und so bleibt man lieber allein. Aber das war es eigentlich gar nicht, was ich Ihnen sagen wollte. Haben Sie ein wenig Zeit?“

„Einen Augenblick. Der Kessel pfeift, ich muß den Tee aufgießen ... So, nun erzählen Sie weiter.“

„Nun hab ich Sie beim Essen gestört, — soll ich nicht besser in einer Viertelstunde wieder anrufen?“

„Nein, sprechen Sie jetzt. Ich habe schon ge-

gessen, und den Tee trink ich immer nachher, wenn er nicht mehr so heiß ist.“

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich so geduldig anhören! Sie ahnen nicht, welche Wohltat das für mich ist! Und haben Sie ein wenig Nachtsicht mit mir, wenn ich alles etwas durchineinander bringe. So vieles habe ich Ihnen zu sagen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll. Vor allem: fürchten Sie nicht, daß ich irgendeine Annäherung bezwecke, — sicher sind Sie verheiratet, haben nette Kinder, führen ein angenehmes, behagliches Leben. (Sie lacht.) Habe ich etwa nicht recht?“

„Das werde ich Ihnen später sagen. Sprechen Sie nur weiter!“

„Und da will ich Sie natürlich nicht stören, weder Ihren Namen, noch Ihre Adresse erfahren, so daß Sie für mich nur die Stimme einer Unbekannten bleiben, Stimme und Ohr einer Unbekannten, die ich nie sehen werde. Sie könnten vielleicht denken, daß Sie sich da einen Schwätzer aufhalten, der Ihnen nun sein Leid vorjammern wird! Nein, haben Sie keine Angst: von dem, was mich getroffen hat, will ich schweigen. So etwas trägt jeder am besten allein für sich, — da kann keiner dem andern helfen. Aber es ist schon viel, zu wissen, daß man mit jemandem sprechen kann, eine menschliche Stimme zu hören. Beim Radio ist das doch nur etwas sehr Einseitiges, und außerdem, was man da zu hören bekommt ... Sie brauchen nur ein paar gleichgültige Worte zu sagen, wie vorhin vom Tee, — und ich könnte Sie stundenlang hören! Ihre Stimme klingt mir so vertraut, als hätte ich sie schon längst gekannt! Dabei fällt mir ein: wird der Tee jetzt nicht kalt werden?“

„Einen Augenblick, ich bring ihn mir her ... So, aber es kommt mir sehr häßlich vor, Ihnen keine Tasse anzubieten ...“ Darüber machen Sie sich keine Gedanken! Ich habe es hier ganz gemütlich ... — „Setzen Sie sich doch auch etwas Tee auf! Dann trinken wir zusammen!“

Die Am-As-Ohne

Ein Mythos für Fr. Bilek

*Einst liefen in der heißen Zone
im Lande Ua die Frauen ohne.*

*Dann kam ein Weib von Ua dahinter:
ihr Az war schön — ihr Buu war minder.*

*Nun trug sie diesen keusch verhüllt
und zeigte nur den Az der Welt.*

*Sie tief, die schrullige Matrone,
am Buu mit Zeug und am Az ohne.*

*(Und fiel sie auch erheblich aus dem Rahmen —
sie gab den Amazonen ihren Namen.)*

Dirks Paulun

„Das geht leider nicht. Der Automat ist noch nicht so weit.“

„Der Automat? Sie sprechen doch nicht ...“

„Ja, in einem Automaten! In einer schönen, warmgepolsterten Zelle! Draußen regnet es, und da bin ich in eine Telefonzelle gegangen. Und plötzlich hatte ich die Eingebung: Jetzt mußst du auf gut Glück irgendwo anrufen! Und Sie sehen, — ich habe Glück gehabt!“

„Das ist wirklich merkwürdig. Und noch merkwürdiger, daß ich den ganzen Abend das Gefühl hatte, jemand würde mich anrufen! Eigentlich wollte ich ins Kino, aber dann blieb ich doch zu Hause. Ichginge etwas hiehl mich zurück. Ja, als ich die Küche ging, um das Essen zu richten, ließ ich absichtlich die Tür zum Gang offen, um das Klingeln nicht zu überhören. Und auch beim Essen hatte ich das Gefühl, daß ein Anruf kommen würde. Und dabei erwartete ich nichts Bestimmtes ... Ist das nicht seltsam?“

„Mir kommt dies gar nicht so merkwürdig vor, denn ich mußte ja anrufen, und die Nummer habe ich mir nicht ausgesucht, sondern sie wurde mir gegeben, als ich das Telefonbuch aufschlug! Aber nun erzählen Sie etwas von sich!“

„Von meinem Mann? Meinen Kindern? Meinem angenehmen, behaglichen Leben?“

„Ja, von ihrem Leben! Sie können ganz unbesorgt erzählen, denn ich kenne ja nicht Ihren Namen!“

„Aber Sie können ihn ja leicht feststellen, wenn Sie im Telefonbuch nachsehen!“

„Auch das kann ich nicht, — ich habe das Buch zugeschlagen und weiß jetzt nicht einmal Ihre Nummer!“

„Gut, ich will es Ihnen glauben. Und so kann ich es Ihnen jetzt ruhig sagen: Ich habe keinen Mann, keine Kinder. Ich bin genau so allein wie Sie ...“

„Ganz allein?“

„Ja, ganz allein. (Nach einer kleinen Pause): Und

das ist für eine Frau vielleicht noch schwerer, als für einen Mann. Besonders, wenn man noch nicht alt genug ist, um auf alles zu verzichten. Aber davon wollte ich Ihnen eigentlich gar nicht erzählen. Nein, ich kann mich nicht beklagen, habe eine gute Stelle in einem Geschäft, viel Arbeit, aber auch guten Verdienst, einen anständigen Chef ...“

„Und gar keinen Freund?“

„Nein, einen richtigen Freund wohl kaum. Jedenfalls nicht das, was ich mir unter einem Freunde vorstelle. Man geht mal zusammen aus, ins Kino oder sonst wo hin, — aber man bleibt doch allein. Und das ist eigentlich das Schlimmste: mit einem anderen allein zu sein ...“

„Liebe — Ja, wie soll ich Sie nennen, — liebe unbekannte Stimme, — könnten wir uns nicht einmal treffen, — nein, mißverstehen Sie mich nicht! Ich suche kein Abenteuer, nur etwas Menschen-Nähe, Menschen-Wärme ... Manchmal glaube ich zu erfrören. Denken Sie sich: schon Ihre Stimme macht mich so froh und glücklich, wie ich es lange nicht gewesen bin!“

„Wenn Sie mich aber sehen würden, werden Sie sicher enttäuscht sein: ich bin weder schön, noch jung ...“

„Kommt es denn darauf an? Auch ich bin kein Apoll, und meine Haare sind schon ziemlich grau, und mein Gesicht hat tiefe Furchen.“

„Bei einem Mann ist das was anderes, aber eine hübsche alte Frau ...“

„Verzeihen Sie: Ihre Stimme straft Sie Lügen, — so spricht keine hübsche alte Frau! Nein, hören Sie, wir müssen uns sehen, nicht nur durch den Draht miteinander sprechen! Sie müssen mir sagen, wo wir uns treffen könnten! Es war bestimmt kein Zufall, daß ich bei Ihnen anrief, — bei Ihnen anrufen mußte ich glaube an das, was man „Schicksal“ und „Fügung“ nennt. Und wir dürfen

diesem Schicksal nicht ängstlich aus dem Wege gehen! Wenn Sie ahnten, wie erfrören, wie ausgehungert ich nach einem Menschen bin, wie sehr ich ein wenig Menschen-Wärme brauche! Wenn ich nur einmal in der Woche Sie sehen, ein paar Worte mit Ihnen sprechen könnte, — man wird ja so bescheiden! Stoßen Sie mich nicht zurück in diese grauenhafte Hölle der Einsamkeit ... Hören Sie mich?“

„Ja, ich höre Sie, lieber Freund, — aber ich fürchte mich davor, Sie zu treffen. Ich fürchte mich vor einer Enttäuschung, für Sie, für mich. Ich bin schon einmal enttäuscht worden, — und denn ist es nachher noch viel schlimmer. Aber Sie können mich doch wieder anrufen ...“

„Wann?“

„Wann es Ihnen paßt; jeden Abend bin ich zu Hause!“

„Morgen Abend?“

„Gut, — morgen Abend!“

„Also morgen Abend um dieselbe Zeit! Ich bin Ihnen ja schon dafür so dankbar! Liebe unbekannte Stimme, unbekanntes Ohr, haben Sie Dank, daß Sie mich so geduldig anhörten! Und daß ich wieder bei Ihnen anrufen darf! Gute Nacht! — liebe unbekannte Stimme!“

„Lieber Freund, — gute Nacht!“

„Gut, — morgen Abend!“

„Aber um Gottes willen, fast hätte ich es vergessen: Sie müssen mir ja noch Ihre Telefonnummer sagen! Hallo! Hören Sie mich! Ihre Telefonnummer!“

Keine Antwort.

„Hallo? Großer Gott, — sie hat schon eingehängt ... Und ich weiß nicht die Nummer ...“ (Blättert verzweifelt im Telefonbuch.)

Energisches Klopfen an der Tür der Automatenzelle, die halb aufgerissen wird. Eine wütende Stimme von draußen:

„Na, sind Sie endlich fertig? Werte schon so lange, jetzt lassen Sie mich ran! ...“

Drei gute Gründe:
**Aromatisch, leicht
und frisch!**



KYRIAZI „ASTRA“ 4 PFENNIG
MIT UND OHNE MUNDSTÜCK



Letzter Weg

(Hanna Nagel)



„Nun habe ich an Paul alles probiert, womit man nach Mamas Ansicht einen Mann erobern kann - jetzt bleibt mir nur noch, was Mama verboten und unsere Minna mir geraten hat!“

DER ENZIAN

VON BASTIAN MÜLLER

Blüht er nicht blau? Tiefblau wie die Farbe der Freue? Ist er nicht ein Wahrzeichen des Gebirges? Die Freundin reiste ins Gebirge. Es war schon spät im Frühjahr. Hoffentlich war ihr das Wetter hold gesonnen und lag Schnee auf den Bergen. Es war ja eine weite Reise und so leicht verdrängte sich das Geld nicht. An dem Tage vor der Reise ging sie mit dem jungen Manne noch einmal in den Stadtpark. In der Ebene schien die Sonne bereits so warm, daß sie eine Weile mit offenem Mantel auf einer Bank sitzen konnte. „Schade, daß du nicht mitkommen kannst“, sagte die Freundin. Sie war nicht gerade mehr ein kleines Mädchen. Die Jahre, da man tolle Worte flüstert, waren für sie vorüber. Sie verlangte auch nicht solch törichte Worte, bockspringige Komplimente von ihrem Freund. Aber sie wäre gern mit ihm ins Gebirge gefahren, in den Schnee. Sie

stellte sich vor, wie schön es sein müsse, sich zu zweien so richtig abzurackern. „Ja, ich würde auch gern mitkommen“, sagte der junge Mann langsam und sog an seiner Zigarette. „Schon um zu sehen, wie du es da oben treibst!“ „Schweig still“, wehrte sie ab. „Abends ist man so müde, daß man wie tot umfällt.“ — „Hast du nicht drei Kleider in den Koffer gepackt?“, lachte er. „Vergangenes Jahr habe ich mich nur einmal abgeben umgezogen“, sagte sie entrüstet und setzte hinzu, daß sie des Skilaufens wegen fünfahre: „Aber auf jeden Fall wirst du etwas anzuziehen haben, wenn es einmal einen Ball geben sollte, in deinem Sporthotel!“ Er stritt sich gerne so ein bißchen herum. Natürlich glaubte er nicht im geringsten, daß sie ihm untreu werden könnte. So jung und leichtfertig war sie nicht mehr, und gerade ihrer Beständigkeit wegen mochte er sie gern. Da sie sich nicht länger verteidigen wollte, sagte sie: „Aber du wirst die Zeit sicher ausnützen. Treib es aber nicht zu toll.“ „Ich habe zu arbeiten“, sagte er ruhig. Dann flogen sie ein wenig und standen auf und gingen weiter.

Wolken zogen vor die Sonne, im Schatten war es doch noch recht kühl. Sie knöpften die Mäntel zu. Nach drei Tagen kam eine Karte mit der Meldung von ihrer glücklichen Ankunft. Der Schnee sei gut. Aber, ob er an die Unterhaltung auf der Bank unter der Trauerweide denke? Das Hotel sei völlig leer. Sie habe mit einem Ehepaar und zwei Mädchen allein.

Er freute sich und schrieb einen Gruß an sie. Er schrieb einen kleinen Brief. Die Abende seien so lang. Trübsinnig lang. Was sie dazu sagte, wenn er sich eine Flasche zu trinken mit in die Einsamkeit seiner Wohnung nehme? Dann brachte er den Brief noch am späten Abend zur Bahn und hatte dann ein bißchen Hunger. Er sah die Wurstbude, an der er mit der Freundin oft zur späten Stunde eine Bratwurst gegessen hatte, und, erwärmt von der Erinnerung, trat er hinzu. Die Wurst war sehr gepfeffert und machte Durst. Er trank in einer Steischänke ein Glas Bier und sah, daß es eigentlich noch recht früh war. Aber er wollte heim.

Am nächsten Abend hatte er keinen Brief zu schreiben, und so machte er sich auf, einen Bumel durch die Straßen zu machen. Er schlenderte den Strom hinab, ganz bis zum Hafen. Hier und da in den billigen Cafés war er getrunken. Auf dem Rückweg kehrte er in ein Balnhaus ein. Die Mädchen gefielen ihm nicht. Aber er entsann sich eines besseren Tanzhauses in der Stadt. Seit ewigen Zeiten hatte er nicht mehr getanzt. Seine Freundin war über die törichten Jahre hinaus. Nur um zu sehen, wie es ihm nach der langen Zeit gefallen würde, kehrte er ein, aber er setzte sich zunächst an die Bar und sah nur zu. Später allerdings tanzte er einigemal und freute sich diebslich, daß er noch nicht die galanten, werbenden Worte verlernt hatte. Er wurde richtig vergnügt und lud die Dame zu einem Trunk ein.

Anderen Tags kam ein Päckchen aus dem Gebirge. Es kam mit der Abendpost. Es war ein Brief dabei. In dem Karton war eine graue Steinkrücke mit bunten Blumenbildchen und einem roten Band um den Hals. An dem Ende des Bandes hing ein Zettel mit der Aufschrift: „Für trübe Stunden“, am anderen Ende baumelte ein winzig kleiner Enziankrug. Leider hatte er keine Zeit, den Brief zu lesen. Er hatte pünktlich in der Stadt zu sein, zu einem Abendessen. Er dürfe auf keinen Fall zu spät kommen, meinte er. Vielleicht kam es daher, daß er so lange Zeit so was nicht mehr unternommen hatte, mit einer Dame zu speisen, einer Tanzbesuchung. Den Brief konnte er auch bei der Rückkunft lesen. Aber er freute sich doch über den schönen, grauen Krug. „Gebirgsenzian“ stand darauf, und er beschloß, ihn aufzubehalten, zur Wiedersehensfeier. Im Augenblick hatte er keine trüben Stunden und auf dem Zettel stand, daß er in solchen Stunden zu trinken sei.

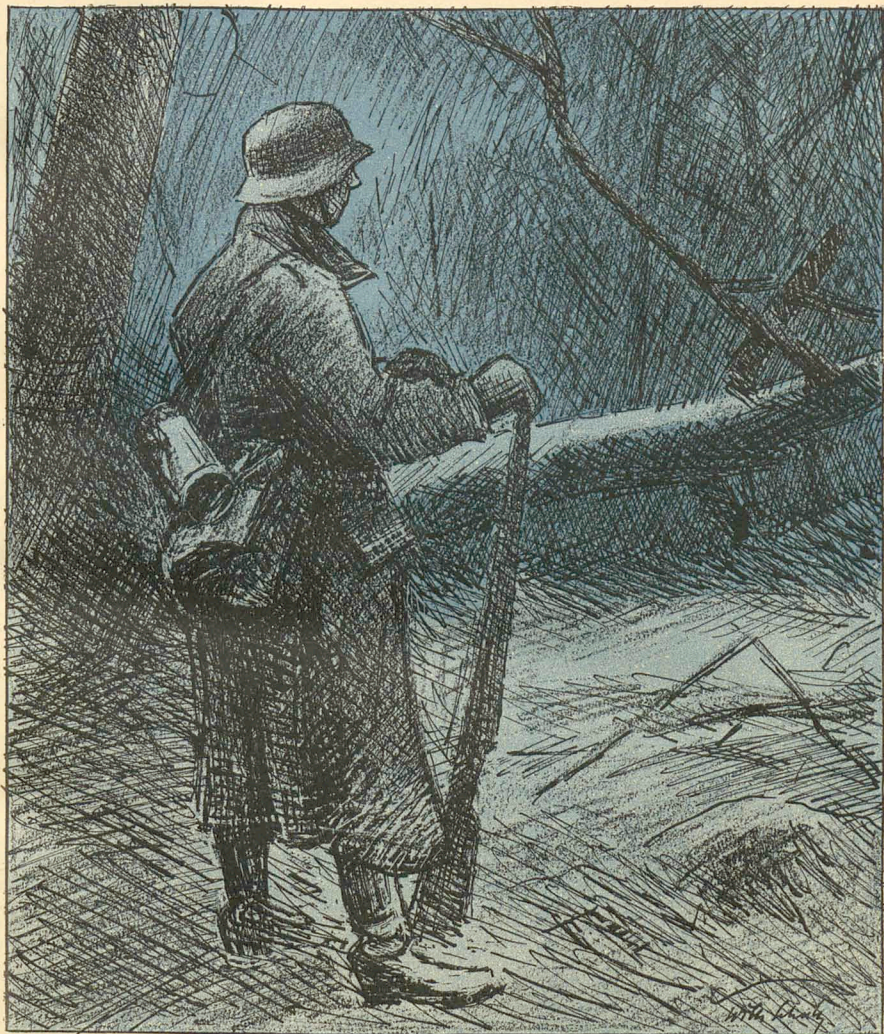
Einige Tage, eine Woche lang, blieb die Kruke verkorkt. Aber als die Zeit um war und die Freundin heimkehrte, braun von der Sonne über Schnee und mit vor Fröhlichkeit weißen Zähnen, da war die Kruke doch entkorkt und fast leer. Sie hatten auf Wunsch des jungen Mannes in der Stadt zu Abend gegessen und den Brief dann mit ihm ein wenig ausgegangen, in ein stilles Café, in den Ratskeller vielleicht, zu einer Flasche Wein. Aber sie war müde von der Reise und wollte lieber in der vertrauten Behausung auf dem breiten Liegesofa hocken und mit ihm allein sein.

„Ja, es war sehr schön! Ich war völlig allein, keine Bekanntschaft gemacht. Ich habe drei Kleider umsonst mitgeschleppt“, lachte sie. „Dann kann ich ja aufatmen“, versuchte er zu scherzen, aber es wollte ihm nicht recht gelingen. Er starrte auf den kleinen runden Tisch. Auf dem blanken Messing der Platte stand die Enziankrücke. Neben der Kruke lag ein winzig kleiner, grauer Enzian wie ein Lilliputsmännchen. Die Freundin sah den Blick und lachte und fragte, ob er denn gemundet habe.

„Nein“, sagte der Freund in Gedanken und erschrak über seine Stimme. „Aber wir wollen nun einmal anstoßen. Wir wollen den Rest auf deine glückliche Heimkehr trinken“, sagte er hastig und stand schon auf. Er nahm den kleinen Enziankrug vom Tisch und trug ihn hinaus in die Küche, und bevor er frische Gläser aus dem Schrank nahm, wischte er eine kleine, rote Lippenspur von dem kleinen, grauen Enziankrug ab und schüttelte den Kopf. Und dann stieß sie an. „Wenn der Enzian giblich Heim, wie ich dich, sage ich eine dicke blaue Blume mitgebracht haben“, lachte die Freundin, „so nährlich ob habe ich an dich gedacht.“

Auf Posten

(Wilhelm Schulz)



Sah't ihr im warmen Bett zur Nacht
An all' die vielen auch gedacht,
Die drauß' vorm Feind auf Posten stehn,
Wenn grimmig falt die Winde gehn?

Es sind nicht liebe Döseln,
Die dabei zwischern auf sie ein,
Doch harren sie geduldig aus.
Macht es nicht anders, ihr zu Haus!

Führt ihre Treu euch stets zu Sinn,
Geb' keiner sich dem Kleinmut hin,
Der dient der Heimat nicht zum Schutz,
Der stärket nur der Feinde Trug!

Wilhelm Schulz



„Ich danke Ihnen, Mr. Hore Belisha, für Ihre bisherige Tätigkeit in unserer Firma und es freut mich, daß Sie sich auch weiterhin als stiller Teilhaber an unseren Geschäften beteiligen wollen!“